

REBECCA FLEET
Das andere Haus



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Als Caroline und Francis ein Angebot zum Haustausch erhalten, zögern sie nicht lange. Voller Vorfreude beziehen sie ihr Urlaubs-Domizil in der Nähe von London. Doch dort stößt Caroline auf Details, die sie zutiefst verstören: ein ganz spezieller Blumenstrauß, die eingelegte CD, ein vergessenes Rasierwasser; scheinbar harmlose Gegenstände, die in Wahrheit aber mit dem dunkelsten Kapitel ihres Lebens verbunden sind – und mit einem Menschen, den sie für immer vergessen wollte. Ist es möglich, dass er sie in eine Falle gelockt hat? Und wer ist nun in ihrer eigenen Wohnung? Es beginnt ein psychologisches Verwirrspiel, das sie und alle, die sie liebt, ins Verderben zu reißen droht ...

Weitere Informationen zu Rebecca Fleet
finden Sie am Ende des Buches.

Rebecca Fleet

Das andere Haus

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Eva Kemper

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »The House Swap«
bei Transworld, Penguin Random House UK, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Rebecca Fleet

Copyright © der deutschen Erstausgabe Juli 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: © Irene Suchocki / Trevillion Images
und FinePic®, München

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-442-20559-2
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Der Schlüssel gleitet ins Schloss und dreht sich, glatt und geschmeidig wie ein Silberfischchen. Letzte Nacht, als ich im Bett gelegen und auf die zitternden Schatten der Äste gestarrt habe, die über das Fenster strichen, habe ich mir diesen Moment schwieriger vorgestellt. Ich habe mit einem metallischen Scharren gerechnet. Mit Ruckeln und Widerstand. Nach allem, was mich hierhergeführt hat, habe ich das Gefühl, es sollte mühsamer sein. Aber es ist leicht – nahezu enttäuschend. Eine Eierschale, die man in der Hand zerdrückt und wegwirft.

*Die Tür schwingt auf, und vor mir erstrecken sich Kiefern-
dielen, sauber und glänzend poliert. Gleich vorne im Flur
ragen starre grüne Zweige voller knalliger, offensichtlich
künstlicher Beeren aus einer Ziervase. Der Spiegel zeigt mir
eine Reihe gerahmter Fotos an der gegenüberliegenden Wand.
Ich gehe hinein, schliesse leise die Tür hinter mir und husche
schnell durch den Flur. Den Fotos drehe ich den Rücken zu.
Ich will sie nicht sehen, noch nicht. Bald.*

*Die Küche im ländlichen Stil wirkt in dieser Stadtwohnung
im zweiten Stock seltsam deplatziert – alles ist in blassem
Grün gehalten und geschmackvoll mit aufgehängten Töpfen
und getrockneten Kräutersträußchen dekoriert. Auf dem
Eichtisch liegt ein herausgerissenes Blatt Papier, unordent-
lich mit dunkler Tinte beschrieben. Willkommen!, steht da.
Anleitungen für alle Elektrogeräte sind in der grünen Mappe
im Wohnzimmer. Brot, Milch etc. im Kühlschrank – bedie-
nen Sie sich. Rufen Sie ruhig an, wenn Sie etwas brauchen.
Einen schönen Aufenthalt, und fühlen Sie sich ganz wie*

zu Hause! Caroline. Ich starre lange auf ihren Namen. Auf das selbstbewusst geschwungene C, den Tintenklecks, wo der i-Punkt auf dem Blatt zerlaufen ist. Ich drücke den Handballen auf diesen Klecks und erwarte fast, er würde abfärben, aber natürlich ist er längst eingetrocknet.

Irgendwann stehe ich auf und koche Kaffee. Ich werde Carolines Einladung folgen. Ich werde mich wie zu Hause fühlen. Ich setze mich mit dem Kaffee an den Tisch und stelle mir die Zimmer vor, die noch zu erkunden sind. Die Geheimnisse, die vielleicht dort versteckt sind und in ihren Habseligkeiten vergraben darauf warten, ans Tageslicht geholt zu werden. Ich muss an den Fuchs denken, den ich heute Morgen zusammengekauert am Straßenrand gesehen habe. Er hat sich an einem Kadaver zu schaffen gemacht, den man nicht erkennen konnte – seine blutigen Krallen blitzten silbern auf, als er seine Beute herauszerre. Das hier wird genauso. Schmutzig, unerquicklich. So muss es sein. So will ich es. Nur so geht es unter die Haut.

Unterwegs

Caroline, Mai 2015

Als wir in die Straße einbiegen, ist mein erster Gedanke, dass in dieser Gegend alle Häuser gleich aussehen. Adrette getünchte Kästen mit fast quadratischen kleinen Fenstern und flach abfallenden Dächern. Und vor beinahe jedem Haus stehen Blumenkästen – ordentlich aufgereiht auf den unteren Fensterbänken und einheitlich mit weißen und violetten Stiefmütterchen bepflanzt, als würden sie einer Art Kleiderordnung unterliegen. Etwa dreißig dieser Häuser dürften hier stehen, alle schön vom gleichen Fließband gelaufen.

»Willkommen in der Vorstadt«, sagt Francis und blinzelt hinter dem Lenkrad in die untergehende Sonne, die auf die Windschutzscheibe knallt. »Hoffentlich bist du jetzt zufrieden.« Sein Ton ist gewollt grummelig und selbstironisch.

»So schlimm ist es doch nicht.« Die Antwort kommt automatisch, bevor ich überlegen kann, ob ich es auch so meine. In letzter Zeit führen wir immer wieder Gespräche im Schnelldurchlauf. Als Schlagabtausch, als Hin und Her. Gegeneinander, aber nicht bedrohlich, wie zwei Kinder, die sich auf dem Spielplatz harmlos zanken. Francis wirft mir einen schiefen Blick zu und verzieht das Gesicht.

Ich starre aus dem Fenster, während wir die schmale

Straße entlangschleichen, und betrachte wieder die Häuserreihe. Als ich genauer hinsehe, entdecke ich die leisen individuellen Noten, die manche Eigentümer gesetzt haben. Hier ein auffällig gestrichenes Garagentor, da ein elegantes goldenes Schild mit der Hausnummer. Eines der Häuser, Nummer 14, ist etwas weniger schick als die anderen – die Wände sind leicht angeschmutzt, das Gras höher und mehr von Unkraut durchsetzt.

»Die blamieren die ganze Straße«, sage ich und zeige aus dem Fenster. »Bald steigt ihnen die Nachbarschaftswache aufs Dach.« Francis lächelt matt, ohne richtig zuzuhören.

»Einundzwanzig, richtig?«, fragt er, während er schon in die Auffahrt einbiegt. Ich mustere das Haus und suche nach Eigenheiten, aber es gibt keine. Der Rasen ist akkurat gemäht, und die kleinen, gerafften Gardinen an den Fenstern sind weiß und makellos. Im Haus brennt keine Lampe, und einen Moment lang sehe ich im hellen Scheinwerferlicht, wie sich unser Auto in den Erdgeschossfenstern spiegelt, mit uns Seite an Seite als dunkle Schatten. Ohne rechten Grund überläuft mich bei dem Anblick ein unbehaglicher Schauer – ein vager, irrationaler Impuls, der so schnell verfliegt, wie er gekommen ist.

»Sieht nicht schlecht aus.« Ich winde mich aus dem Sicherheitsgurt und stoße die Autotür auf. Draußen ist es kälter, als ich gedacht habe, der Wind fährt mir kribbelig über den Nacken. Francis steigt auf der Fahrerseite aus und zeigt demonstrativ, dass seine Beine schmerzen. Die Fahrt von Leeds hierher hat gute vier Stunden gedauert – was keine schlechte Zeit ist, aber lang genug für dieses eingerostete, lethargische Gefühl, wenn man Ewigkeiten eingeeengt war und sich nicht bewegen konnte. Früher hätten wir uns beim Fahren abgewechselt, aber kurz, nachdem ich aufgehört habe, es anzubieten, hat er aufgehört zu fragen.

»Ja, so weit. Ein paar Stunden mehr, und wir hätten in Paris sein können.« Francis lächelt mich wehmütig an. »Romantische Spaziergänge auf den Champs-Élysées. Eine schöne Tasse Café au Lait und ein Croissant wären jetzt genau das Richtige.«

»Ich weiß«, gebe ich zu, »aber ich fand das einfach zu kompliziert und ein bisschen weit zu fahren, mit Eddie zu Hause und allem. Nimm es als Probelauf, um zu sehen, wie es funktioniert. Vielleicht nächstes Jahr.«

Das ist ein altes Thema. Von Anfang an hat Francis für diese Woche deutlich ambitioniertere Reisepläne geschmiedet als ich. Aber als ich zögerlich die Sache mit dem Haus-tausch vorgeschlagen habe, kam seine Begeisterung trotzdem wie aus heiterem Himmel, in Sekundenschnelle hat er von Apathie zu fiebrhafter Energie umgeschaltet. Er war so dankbar, weil er dachte, ich hätte die Initiative ergriffen, dass ich ihm gar nicht die Wahrheit sagen wollte: Ich hatte mich vor Monaten aus einer trägen Laune heraus auf der Haustauschseite angemeldet und nicht mehr daran gedacht. Die Benachrichtigung hatte ich nur zufällig gesehen, als ich meinen Spamordner auf der Suche nach einer falsch einsortierten Mail von einer Freundin durchforstet hatte. *Jemand möchte mit dir tauschen!* Ein verlockender Köder, der mich sofort am Haken hatte. Ich klickte den Link an, und da war sie: eine höfliche, neutrale Nachricht von jemandem, der mit S. Kennedy unterschrieben hatte und an unserer Wohnung in der Innenstadt von Leeds interessiert war. Im Gegenzug bot er sein Haus in Chiswick an, falls wir einen passenden Zeitraum finden sollten.

Ich hatte die Fotos von der Everdene Avenue, Hausnummer 21, durchgescrollt – unaufdringliche Inneneinrichtung, kühle, blasse Wände, gepflegter Rasen vor dem Haus –, aber ehrlich gesagt hatte ich sie kaum wahrgenommen. Ich konnte

nur daran denken, dass sich hier eine Gelegenheit zu einem äußerst günstigen Tapetenwechsel bot, zu einer Woche Urlaub nur für uns zwei, wenn meine Mutter Eddie nehmen könnte. So nahe an London, dass wir bei Tagesausflügen die Sehenswürdigkeiten abklappern konnten, aber weit genug draußen, um uns eine Pause vom Stadtleben zu gönnen. Vor Monaten hatten wir mit dem Gedanken gespielt, in Spanien Urlaub zu machen, und ihn wieder fallen lassen. Zu teuer und zu umständlich, zumindest hatten wir das beide gesagt. Vielleicht hatte auch Francis sich insgeheim von der Aussicht auf ein exotisch heißes Hotelzimmer und Abende auf der Terrasse bei Mimosenduft und Kerzenschein einschüchtern lassen.

Francis sucht unter den Blumentöpfen neben dem Haus nach dem Schlüssel und findet ihn. »Mach dich auf was gefasst«, sagt er und fuchtelt mit dem Schlüssel herum. »Gleich finden wir in der Küche einen Haufen verwesender Leichen.«

Ich verdrehe die Augen und ignoriere dabei den kräftigen Schauer, der mir plötzlich über den Rücken läuft. So albern sein Spruch auch ist, werde ich doch das Gefühl nicht los, dass es sehr seltsam ist, im Haus eines Fremden zu wohnen. Mir fällt eine Sendung ein, die ich vor ein paar Monaten gesehen habe: Ein durchgedrehter Hellseher lief durch ein Haus, in dem es angeblich spukte, und faselte etwas von früheren Tragödien, die ins Gemäuer gedrungen waren. Ich habe mich über ihn lustig gemacht, aber nachts habe ich geträumt, ich würde durch stille Zimmer und kühle, dunkle Flure laufen und ihre verpestete, schwere Luft atmen.

Nachdem Francis die Tür aufgeschlossen und geöffnet hat, bleiben wir stumm auf der Schwelle stehen. »Tja«, sagt er schließlich, »wir hätten uns keine Sorgen machen müssen. Die Polizei war schon da und hat das Haus leer geräumt.«

Ich lächle matt, lasse aber nur unsere Umgebung auf mich

wirken. Ein so unbewohntes Haus habe ich noch nie gesehen. An den Wänden hängt nichts, nicht einmal ein Spiegel. Helle Kieferndielen, glatte, nackte Türen zu den angrenzenden, fast unmöblierten Zimmern. Ein Wohnzimmer mit einem schwarzen Ledersofa, klotzig und schnörkellos, und einem mager bestückten Bücherregal. Am Ende des Flurs sehe ich einen Teil der Küche – ein blanker Kiefortisch steht vor einem glänzenden Ofen, der aussieht, als wäre er gerade erst eingebaut worden.

»Ist das ... normal?«, fragt Francis. Er geht zögerlich durch den Flur und späht in ein Zimmer nach dem anderen, bevor er mir die Treppe nach oben folgt. »Ich meine, es ist nicht besonders ...«

»Gemütlich«, beende ich den Satz, als wir das Schlafzimmer erreichen. Es könnte ein Ausstellungsstück in einer modernen Kunstsammlung sein. Das Doppelbett mit einem dunkelbraunen Oberbett und zwei Kissen ist ordentlich gemacht, daneben steht ein Nachtschränkchen, in der Ecke ragt ein Kleiderschrank auf, aber persönliche Dinge findet man hier ebenso wenig wie in den anderen Zimmern.

Auf einem der Kissen liegt ein weißes Blatt Papier, präzise in der Mitte geknickt. Ich falte es auseinander; die Worte sind mit dem Computer geschrieben, in einer kleinen, zentrierten Schrift. *Liebe Caroline, steht da, ich wünsche Ihnen einen schönen Aufenthalt. Infos in der Mappe in der Küche. Greifen Sie bei allem, was Sie sehen, ruhig zu. S.*

Ich lese den Zettel Francis vor, der vor Lachen nach Luft schnappt, bevor ich fertig bin. »Was denn?«, frage ich gereizt. »Was ist daran so witzig?«

Francis braucht einen Moment, um sich zu sammeln. »Wo soll ich da anfangen?«, fragt er. »Dass sie nur dich anspricht und mich komplett ignoriert. Die Vorstellung, wie du bei irgendwas zugreifst, obwohl hier ein Dreck ist, soweit ich

das sehen kann. Dass der Zettel auf dem Bett gelegen hat wie ein Liebesbrief und ich noch nie das Vergnügen hatte, etwas so Unromantisches aus zweiter Hand zu hören. Die ganze Sache ist ...«

»Schon gut. Ja?« Ich knülle den Zettel zusammen, werfe ihn nach Francis und muss dabei selbst lachen. »Es war doch bestimmt nett gemeint. Und das Haus ist vielleicht ein bisschen einfach, aber wir müssen nicht die ganze Zeit hierbleiben, oder? Wir können nach London fahren, abends essen gehen. Deshalb sind wir doch hier.«

Francis zuckt mit den Schultern. »Stimmt. Na ja, unter anderem.«

Ich schaue ihn quer durchs Zimmer hinweg an, und plötzlich verändert sich die Stimmung, sie kippt, unser Lachen wird von der Entfernung zwischen uns aufgesogen. Die Stille hält zu lange an, um den Moment zurückzuholen, und ich lasse zu, dass sie sich weiter dehnt. An die Schlafzimmerwand gelehnt blicke ich zum Dachfenster, das die Sonne in spröder Helligkeit erstrahlen lässt. Ich muss ihn nicht ansehen, um seinen Gesichtsausdruck zu kennen: verloren und geistesabwesend, eine seltsame Mischung von Auflehnung und Bedauern.

»Okay ...«, sage ich, einfach, um irgendwas zu sagen, und spüre dabei, wie Panik in mir aufsteigt. Schon jetzt vermisse ich Eddie, ihn und die Brücke, die er zwischen uns schlägt, die Liebe und Aufmerksamkeit, die wir beide ihm schenken. Plötzlich bleibt nur noch der klaustrophobische Schrecken, in diesem fremden Haus mit meinem Mann eingesperrt zu sein, sieben ganze Tage lang, von denen mir jede Stunde wie eine potenzielle Landmine vorkommt, um die wir herum-schleichen müssen. Als müssten wir alles vermeiden, was den immer noch brüchigen Waffenstillstand, den wir in den letzten zwei Jahren ausgehandelt haben, explodieren lassen

könnte. Es erscheint mir seltsam passend, dass dieses Haus so leer ist: aufs Wesentliche reduziert, ohne eine Möglichkeit, sich zu verstecken. Und genau darum geht es. Wir sind das Versteckspiel leid. Früher oder später müssen wir wieder ins Licht treten und uns ansehen, was wir haben, und herausfinden, ob es genug ist. Als ich mir mit der Hand über das Gesicht fahre, ist meine Handfläche feucht.

»Dann packen wir mal aus!« Francis schlägt einen beiläufig fröhlichen Ton an. Er öffnet den Reißverschluss unseres Koffers, der auf dem Bett liegt, holt die Kleidung heraus, schüttelt die Falten aus. »Ist ja gut, wenn das schon erledigt ist.« Er lächelt, sein Blick strahlt Wärme aus, aber ich glaube zu verstehen, was das Lächeln mir sagen will. Machen wir weiter und vergraben den Augenblick wieder da, wo er hergekommen ist.

»Ich gehe ins Bad«, sage ich, »und dann helfe ich dir.« Ich brauche einen Moment, um meine angespannten Nerven zu beruhigen. Mit hämmerndem Herzen gehe ich durch den Flur zum Bad. Meine Schritte sind auf den polierten Dielen erstaunlich laut, harte, kurze, hallende Klänge in der stillen Luft, und ich gehe unwillkürlich schneller. Auf eine seltsame Art erinnert es mich daran, wie ich als Kind rasch über den Flur zwischen dem Schlafzimmer meiner Eltern und meinem Zimmer gelaufen bin – mit dem vagen, fast übernatürlichen Gefühl, ich wäre nicht allein.

Ich schüttle die Erinnerung ab und öffne die Badezimmertür. Auch dieser Raum erstrahlt mit seinen marmornen Oberflächen und glänzenden Armaturen in jungfräulicher, tadelloser Sauberkeit. Das Fenster steht ein, zwei Fingerbreit offen. Der Wind fährt leicht durch den Spalt und zupft an meinem Blusenkragen.

Ich will weitergehen, aber ich stehe wie angewurzelt in der Tür und starre auf die Vase auf dem Fenstersims. Ein

Strauß blassrosa Rosen, hübsch arrangiert und kurz vor dem Aufblühen. Ich versuche, die Gedanken zurückzudrängen, aber sie sind zu schnell für mich. Verzweiflung fährt mit Wucht durch meinen Körper – ein Sekundenbruchteil der Unausweichlichkeit, bevor die Erinnerung mich trifft und explodiert, so lebhaft, dass ich sie nicht unterdrücken kann. So viele Monate lang habe ich sorgsam alles verdrängt und verleugnet, und dann reicht ein Blick auf eine Handvoll gewölbter rosa Blütenblätter. Und schon bist du wieder in meinem Kopf.

Zu Hause

Caroline, Dezember 2012

Wieder wache ich allein auf. Im Schlaf habe ich mich aus meiner gekrümmten Haltung gedreht und gestreckt und mich auf seiner Betthälfte breitgemacht. Die Laken sind glatt und kühl. Ich weiß nicht mehr, ob wir die Nacht zusammen oder getrennt begonnen haben.

Die Uhr auf dem Nachttisch zeigt Viertel vor sieben an, und das Zimmer ist von mattem Licht erfüllt, das durch die Vorhänge sickert. Ich bleibe fünf, vielleicht zehn Minuten lang liegen und lausche in der Stille auf Geräusche. Nichts. Langsam mühe ich mich aus dem Bett hoch und ziehe meinen Bademantel an. An meinen Schläfen spüre ich schon jetzt stechende Schmerzen, und ich greife nach dem Wasserglas auf dem Nachttisch, aber es ist leer. Trotzdem krame ich die kleine Schachtel Schmerztabletten hervor. Schlucke zwei hinunter, verziehe das Gesicht, als das gepresste Puder im Rachen kratzt. Als ich mein Gesicht im gekippten Spiegel neben der Tür sehe, wird mir plötzlich schwindlig. Blasse Haut, die Augen von verlaufener Wimperntusche verschmiert. Mittlerweile mache ich mir nur noch selten die Mühe, mich vor dem Schlafengehen abzuschminken. Wie so vieles andere scheint es seinen Sinn verloren zu haben, aufgefressen von den Mühen der nackten Existenz.

Ich schleiche mich in den Flur. Jetzt kann ich die blecher-
nen Klangwellen hören, die unablässig aus dem Wohnzim-
mer schwappen: dramatische Musik, abgehackt murmelnde
Stimmen. Ich öffne die Tür und spähe hinein. Flimmerndes
Licht dringt aus dem Laptop und wirft einen matten Schein
in die Dunkelheit. Und da sitzt er, den Kopf aufgestützt, den
Ellbogen auf der Sofalehne. Starrt auf den Bildschirm. Eine
skandinavische Krimiserie: die Einrichtung beige und creme-
farben, hagere Männer in Uniform, die in ihrer fremden
Sprache knapp und missmutig klingen.

»Francis«, sage ich, aber er reagiert nicht.

Zitternd hocke ich mich auf die Sofakante. »Du bist nicht
ins Bett gekommen«, sage ich. Ich habe geraten, aber er
widerspricht nicht, zuckt nur fast unmerklich mit den Schul-
tern.

»Bin hier eingeschlafen«, sagt er schließlich. »Dann auf-
gewacht.« Sein Blick ist leer und glasig, immer noch auf den
Monitor gerichtet. Er scheint nur noch zu schlafen, aber
wenn ich ihn so ansehe, erinnert er mich vor allem an die
Schwarz-Weiß-Fotos von Folteropfern, die von ihren Ent-
führern tagelang wach gehalten wurden.

»Wie schade«, sage ich. Es ist sinnlos. Ich habe keine
Ahnung, was ihn mitten in der Nacht aufschrecken lässt.
Sein Kopf ist keine offene Höhle mehr, so wie früher. Früher
konnte ich ganz einfach hineinklettern, seine Gedanken
lesen und berühren, als wären sie meine eigenen. Jetzt ist
sein Kopf eine Festung. Ich taste mich durch die Dunkelheit
und suche einen Schlüssel, den es nicht gibt.

Die Folge auf dem Computer endet. Der Abspann läuft
klein und verschwommen vor einem grauen, verwaschenen
Hintergrund. Dabei wird ein düsterer Klangteppich gewebt,
die Art unheilvoller, unablässiger Musik, bei der ich immer
das Gefühl habe, ich würde ersticken. Ich merke, dass meine

Haut heiß ist. Einen Moment lang glaube ich, ich werde ohnmächtig. Ich kneife die Augen zusammen und bohre meine Fingernägel in die Handflächen. »Arbeitest du heute?«, frage ich. »Hast du Termine?« Ich kann mich nicht daran erinnern, wann er zum letzten Mal mit Sicherheit in der Klinik war. Ich versuche mir vorzustellen, wie der Mann neben mir auf seinem Therapeutenstuhl sitzt und seinen Patienten zuhört. Es ist erschreckend, wie schwer es mir fällt.

Francis wirkt ein wenig gequält, als hätte ich ihn an etwas Unangenehmes erinnert. »Nein.«

»Okay.« Ich zögere, weil ich weiß, dass ich nicht weiterreden sollte. Es ist zu spät; die Worte steigen empor und drängen über meine Lippen. »Und was willst du dann machen? Hast du was vor?«

Er knallt den Laptop zu, und damit verschwindet schlagartig das Licht aus dem Zimmer, wir sitzen im Halbdunkeln da. »Nein«, wiederholt er nach einer Weile. Ich betrachte sein Profil, will ihn dazu bringen, mich anzusehen, aber er rührt sich nicht, und am Ende gebe ich auf und gehe.

Im Bad wische ich mir das Make-up von gestern Abend ab und schminke mich für den neuen Tag. Ich konzentriere mich immer nur auf Bruchstücke meines Gesichts, rubbele einen kleinen Bereich nach dem anderen sorgfältig ab und erneuere. Ich schmiere mir dick Grundierung ins Gesicht, trage sorgsam Lidschatten auf, fahre mit dem schwarzen Eyeliner bis zu den Augenwinkeln. Zuletzt wähle ich einen dunkelrosa Lippenstift aus, streiche ihn langsam auf die Lippen, presse sie zusammen, damit die Farbe hält. Erst dann gehe ich einen Schritt zurück und mustere mein Spiegelbild. Ich sehe gut aus. Besser, als ich sollte. Trotzdem blicke ich mir in letzter Zeit nicht gerne in die Augen. Ich fürchte, ich könnte dort etwas erkennen, das ich nicht ausstrahlen will. Enttäuschung vielleicht oder Traurigkeit. Irgendetwas.

»Mummy, Mummy.« Eddies gutmütig quengelnde Stimme schallt durch den Flur. Ich sehe auf meine Uhr. Schon halb acht, in gerade mal einer Stunde müssen wir fertig sein und gehen. Dann die Hetze zum Kindergarten, mit dem Bus zurück in die Stadt ins Büro, acht Stunden an meinem Schreibtisch, in denen ich in Gedanken immer wieder Francis allein im Haus sehe und mich frage, was er macht, was er denkt. Allein die Vorstellung ist zermürbend.

Ich könnte wieder ins Bett gehen. Der Gedanke taucht einfach in meinem Kopf auf, rein und lieblich wie Wasser, als ich durch den Flur gehe und Eddies Zimmertür öffne. Mich krankmelden, mir die Decke über den Kopf ziehen und noch acht oder neun Stunden schlafen. Aber das werde ich nicht tun.

»Guten Morgen!«, trällere ich und ziehe die Vorhänge auf. Ich beuge mich über sein Bett, ziehe ihn an mich und spüre, wie sich seine heißen Fingerchen hinter meinem Nacken verschränken.

Ich beginne mit unserem allmorgendlichen Ritual. Anziehen, frühstücken, Zähne putzen. Erst das eine, dann das Nächste. So kommt man durchs Leben. So geht das.

»Heute ist Kindergarten«, sage ich Eddie. »Was wirst du da wohl machen?«

Demonstrativ nachdenklich legt er den Kopf schief. »Weiß nicht«, sagt er langsam. »Spielen, glaube ich.«

»Das könnte hinkommen.« Ich lächle, und er strahlt mich an, weil er merkt, dass er einen Witz gemacht hat. »Und hab ganz viel Spaß dabei«, füge ich hinzu.

Um halb neun kämme ich ihm die blonden Haare, mit zwanzig Bürstenstrichen, die ich im Kopf mitzähle. Er murmelt leise vor sich hin und bewegt zwei Plastiktiere in einem komplizierten Spiel auf seinem Schoß hin und her. »Was machen sie?«, frage ich. Statt zu antworten, sieht er mich an

und kneift belustigt-misstrauisch die grauen Augen zusammen. Manchmal kommt mir seine Mimik seltsam erwachsen vor, als wäre sie viel länger als die zweieinhalb Jahre gereift, die sie sich auf seinem Gesicht entwickeln konnte.

Ich lege die Bürste weg und ziehe sein T-Shirt glatt. »Sag Daddy tschüss«, sage ich, und er trippelt eifrig ins Wohnzimmer. Ich höre, wie Francis ihn als schicken Jungen lobt und ihm sagt, er solle brav sein und viel Spaß haben. Er klingt freundlich, sogar liebevoll. Völlig normal. Der Gedanke heitert mich auf, und ich laufe schnell zu ihnen. Tatsächlich, Francis lächelt und streichelt Eddie über den Kopf.

»Wir gehen dann«, sage ich. Eddie schlüpft aus dem Zimmer, er kennt den Ablauf und poltert den Flur hinunter zur Wohnungstür, um auf mich zu warten. Sobald er draußen ist, kippt die Stimmung. Francis setzt sich wieder, klappt den Laptop auf und konzentriert sich auf den Bildschirm.

»Ist gut«, sagt er.

»Denkst du daran, Eddie abzuholen? Ich habe heute Abend diese Feier mit den Kollegen, weißt du noch?«

Verärgert blickt er auf. »Ja, weiß ich«, fährt er mich an. »Hast du mir schon gesagt. Drei oder vier Mal.«

Ich verkneife mir die Antwort, die mir sofort auf der Zunge liegt – den Vorwurf, dass es zurzeit offenbar reiner Zufall ist, woran er sich erinnert, gefiltert von einem unsichtbaren System, das geringste Fehlritte oder ein unbedachtes Wort jahrelang festhält, aber Daten, Zeiten und Termine wie zarte Zuckerwattewolken davontreiben lässt. »Schön«, sage ich. Ich weiß, dass ich schroff und unfreundlich klinge. »Bleib meinerwegen nicht auf.« Das triviale Klischee steht nichtsagend im Raum.

Francis lehnt sich zurück und seufzt, ein resignierter Atemstoß, bei dem sich mir die Nackenhaare aufstellen. »Bis dann«, sagt er tonlos, und wie aus heiterem Himmel denke

ich daran, ihn zu berühren, und frage mich, ob es etwas ändern würde, wenn ich zu ihm gehen, mich vor ihn knien und ihm die Hände an die Stirn legen, seine Haare zurückstreichen und ihn auf den Mund küssen würde. Die Vorstellung wirkt seltsam verlockend, trotzdem rühre ich mich nicht.

Ich verabschiede mich und überlege hin und her, was ich noch sagen könnte. Es gibt nichts.

In der Bar ist es heiß und dunkel, an den Wänden blinken Lichterketten. Ein Blick auf die Uhr zeigt mir, dass es schon kurz vor zehn ist. Tagelang hat mir vor dieser Party gegraut, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass mir auch nur ansatzweise zum Feiern zumute sein würde, aber jetzt spüre ich nur noch Erleichterung. In letzter Zeit kam es mir vor, als würde ich zwischen Zuhause und Büro hin- und herhetzen wie eine Ratte im Laufrad, mit gelegentlichen Pausen für ein lustloses Abendessen mit einer Freundin voller Plattitüden und Lügen und mit Zapfenstreich um neun. Ich war lange nicht mehr mit einer Gruppe aus oder habe dieses kurze Glitzerkleid getragen, das ich zum Umziehen mitgenommen habe.

Ich senke den Blick, streiche den Stoff auf meinen Oberschenkeln glatt und sehe, wie er schimmert, und aus irgendeinem Grund muss ich kichern. Offenbar bin ich schon ziemlich betrunken. Mein Kopf fühlt sich angenehm schwummrig und betäubt an. Auf der anderen Seite des Tisches versucht Steven halbherzig, seine Autorität als Chef zu beweisen, und gibt laut einen langatmigen Toast zum Besten. »Wir alle haben hart gearbeitet...«, bekomme ich mit. »Jetzt wollen wir feiern und freuen uns auf ein neues Jahr mit...«

Worauf genau wir uns freuen sollen, geht in allgemeiner

Zustimmung und lautem Anstoßen unter. Es ist sowieso nicht besonders wichtig; die Media-Sales-Welt hat ihre Grenzen. Ich schnappe mir mein Glas und schließe mich dem Toast an, ohne darauf zu achten, dass mir das Getränk über die Hand schwappt. Ich kippe den Rest hinunter und verziehe das Gesicht, als mir der Alkohol in der Kehle brennt. In letzter Zeit trinke ich nicht viel. Mir ist schwindlig, ich will zur Toilette gehen. Ich stupse Julie neben mir an, um ihr zu sagen, dass ich aufstehen will. Sie rückt auf der Bank weiter, bis sie fast auf den Schoß eines Juniorverkäufers fällt, den es nicht besonders zu stören scheint. »Lass dir Zeit«, ruft sie und zwinkert mir zu. Ich verdrehe im Spaß die Augen, obwohl mir so etwas wie Neid einen Stich versetzt.

Ich laufe durch die Bar. Um mich herum hämmert die Musik, aber in meinem Kopf höre ich das sanfte Klackern meiner hohen Absätze auf dem glänzenden Boden, klar und rhythmisch, jedes Klicken vibriert in meinem Körper. Über mir schimmern Punktstrahler, die sich verschwommen auf der glatten Metalltheke spiegeln. Als ich näher komme, entdecke ich in dem Gedränge und Geschiebe Carl. Er beugt den Kopf über sein Handy und starrt mit zusammengekniffenen Augen auf das erleuchtete Display.

»So wirst du nie bedient«, sage ich im Vorbeigehen, und er schaut auf und lacht und wirft einen Blick zur Theke, während er sein Handy wegsteckt.

»Ja«, antwortet er, »bin abgelenkt worden. Das dauert scheinbar lange. Ich weiß gar nicht mehr, was alle wollen.«

»Hol einfach ein paar Limos.« Grinsend zucke ich mit den Schultern.

»Genau«, sagt er. »Die sind alle so besoffen, dass sie es gar nicht mitkriegen.«

»Im Gegensatz zu dir«, gebe ich zurück.

»Oder dir. Wir sind die einzig Vernünftigen hier.«

»Stimmt.« Solche kleinen Plänkeleien mit Carl ergeben sich wie von selbst. Achtzehn Monate lang fünf Tage die Woche auf demselben Stückchen Teppich herumzulaufen hat zwischen uns eine Freundschaft entstehen lassen, die mir wichtig geworden ist. Er ist acht Jahre jünger als ich, aber wir haben die gleiche Einstellung zu unserem Job – eine Mischung aus gelangweilter Vertrautheit, Frust über unsere Kollegen und gelegentlich aufblitzender Begeisterung und Interesse.

»Amüsiert dich gut?«, fragt er. Er gibt den Versuch auf, den Barkeeper auf sich aufmerksam zu machen, und wendet sich stattdessen mir zu.

»Ja, es ist echt nett.« Ich lehne mich eifrig nach vorn, um meine Antwort zu unterstreichen, und dabei rutscht mein Absatz weg. Ich gerate ins Stolpern und taumele gegen ihn. Sein Jackenärmel streicht über meine nackte Haut.

»Schön langsam.« Er richtet mich auf. Seine dunklen Augen wirken belustigt, sie blitzen im Schein der Lampen, die auf der Theke glitzern.

»Tut mir leid«, sage ich lachend. »Ich wollte, ähm, wollte mich dir nicht so an den Hals werfen.« Es soll ein Scherz sein, wie bei unseren harmlosen Flirts im Büro, aber in dieser Umgebung – der parfümgeschwängerten Dunkelheit, mit den rötlichen Punktstrahlern und dem Gedränge um uns herum – klingt es irgendwie anders. Vielsagend. Starr vor Verlegenheit sehe ich ihm in die Augen und habe ein, zwei Sekunden Zeit, um zu merken, wie befremdlich unser gemeinsames Schweigen ist, bevor er mit den Schultern zuckt und lächelt.

»Keine Angst«, sagt er. »Das liegt nur an der vielen Limonade.« Er dreht sich plötzlich weg, wird von dem Barkeeper bemerkt und rattert scheinbar aufs Geratewohl eine lange Liste von Drinks herunter. Ich atme ein paarmal tief durch

und beruhige mich. »Und«, sagt er, als er fertig ist, »wie geht es dir?«

»Ähm. Gut.« Die Frage ist zu vage für eine genauere Antwort, und trotzdem scheint mehr mitzuschwingen. »Kurz vor dem Nervenzusammenbruch«, erkläre ich leichthin und füge einen Moment später hinzu: »Das war ein Witz«, obwohl das nicht stimmt.

Carl lehnt sich mit verschränkten Armen gegen die Theke. »Immer noch Probleme zu Hause?«, fragt er.

Ich zucke mit den Schultern. Die indirekte Anspielung auf Francis trifft mich unangenehm, und ich merke, dass ich den ganzen Abend kaum an ihn gedacht habe. Vor meinem inneren Auge taucht kurz ein Bild auf – Francis schlaff und apathisch auf dem Sofa, in Schlaf oder Bewusstlosigkeit versunken, die brennende Lampe in der Ecke des kalten grauen Zimmers. »Toll ist es nicht«, gebe ich zu. Ich überlege, noch mehr zu sagen, aber ich finde nicht die richtigen Worte. Carl weiß besser als alle anderen, wie es wirklich aussieht, und wir haben bisher immer einen guten Mittelweg zwischen freundlicher Vertrautheit und respektvoller Distanz gefunden, aber heute Abend bin ich mir nicht sicher, dass ich auf diesem Weg bleiben werde. Ich habe die leise Befürchtung, wenn ich einmal anfangen zu reden, höre ich nicht mehr auf.

Er sieht mich durchdringend an, aber als er antwortet, klingt er entspannt. »Also, wenn du mal eine Schulter zum Ausweinen brauchst, bin ich da, das weißt du ja.«

Ich nicke. Ich weiß, dass ich etwas sagen sollte, aber ich habe plötzlich einen Aussetzer. »Ich gehe mal lieber zur Toilette.« Als ich mich abrupt umdrehe, merke ich, dass meine Beine zittern.

Im Waschraum spritze ich mir kaltes Wasser ins Gesicht und beobachte im Spiegel, wie mir die Tropfen über die Haut rinnen. Meine Augen wirken groß und strahlend, sie funkeln

in dem roten Dämmerlicht. Ich drehe den Kopf ein wenig, betrachte mein Profil, mustere mich kritisch aus diesem und jenem Winkel. Der Raum schwankt, und ich kneife kurz die Augen zusammen und versuche, wieder festen Stand zu finden. Ein Glas noch, dann gehe ich nach Hause.

Die nächste Stunde verbringe ich im engen, kleinen Kreis meiner Kollegen, ihre Gespräche rauschen an mir vorbei, ich bin gerade mal anwesend. Als ich aufstehe und mich verabschiede, kommt Carl um den Tisch, um mir frohe Weihnachten zu wünschen.

»Bis nächstes Jahr«, sagt er, »und schöne Feiertage.« Seine Umarmung ist freundlich, ein klein wenig zärtlich. Sie dauert vielleicht zwei Sekunden, und trotzdem durchschwirrt mich dabei ein ungewohntes Gefühl, das ich nicht erkunden und einordnen kann, bevor es vergeht.

»Dir auch«, antworte ich, »bis dann.« Ich verlasse die Bar, mein Herz schlägt wieder schneller, und meine Knochen klappern unter meiner dünnen Jacke, als ich in die eiskalte Luft trete.

Auf dem ganzen Heimweg spulen sich diese wenigen Minuten in der Bar immer wieder sinnlos in meinen Gedanken ab. Ich lehne den Kopf an das beschlagene Busfenster. Mit diesen Augen habe ich Carl noch nie gesehen – nicht so richtig, nicht ernsthaft –, aber jetzt kann ich meine Gedanken nicht von ihm losreißen. Eine harmlose kleine Träumerei, sage ich mir. Das kann mir niemand missgönnen. Und plötzlich öffnen sich die Schleusen, und ich überlege, wie es wäre, ihn zu küssen – irgendjemanden zu küssen nach dieser langen Zeit. Ein ungewohnter, heftiger Gedanke. Ich drücke mit den Fingerspitzen gegen meine Stirn, die schon schmerzt. Morgen werde ich sicher nicht die perfekte Ehefrau und Mutter geben können.

Zu Hause schließe ich leise die Tür auf und höre Francis

schnarchen. Ich schleiche auf Zehenspitzen zur halb offenen Wohnzimmertür und sehe, dass er in voller Montur auf dem Sofa liegt und tief und fest schläft. Lautlos gehe ich ins Schlafzimmer und schließe die Tür hinter mir. Ich ziehe mein kurzes silbernes Kleid aus, spüre, wie die Pailletten über meine nackte Haut kratzen. Nachdem ich die Unterwäsche abgestreift habe, stehe ich nackt vor dem Fenster. Die Vorhänge sind geöffnet, und ich zögere kurz, bevor ich sie zuziehe; in meinem dämmrigen Unterbewusstsein formt sich ein Gedanke, das plötzliche laszive Verlangen, beobachtet zu werden, wahrgenommen zu werden.

Ich werfe mich aufs Bett, ziehe mein Handy aus der Handtasche und registriere sofort, dass eine neue Nachricht blinkt. Ich bin wie elektrisiert, weil ich instinktiv weiß, von wem sie kommt, und tatsächlich taucht Carls Name auf dem Display auf.

War schön, dich zu sehen, lese ich. Damit du beruhigt bist: Ich habe mich kurz nach dir auf den Heimweg gemacht. Man muss ja vernünftig bleiben, oder?

Ich überlege, was ich antworten könnte, aber meine Gedanken entgleiten mir, und ich kann nicht formulieren, was ich sagen will. Ich werfe das Handy auf den Nachttisch, schalte das Licht aus, dann lege ich mich auf den Rücken und schließe die Augen. Mir ist schwindlig. Es ist nicht ungewöhnlich, dass wir uns schreiben, aber normalerweise nicht so spät abends. Nach meinen albernen Träumereien auf dem Heimweg kommt es mir vor, als würde es etwas bedeuten. Was es natürlich nicht tut. Es wird nichts ändern. Trotzdem liege ich in der Dunkelheit da und denke an ihn, und dann tue ich etwas, das ich sehr lange nicht mehr getan habe. Und als ich Stunden später aufwache, aus dem Schlaf gerissen von Träumen, an die ich mich kaum erinnern kann, heiß, frustriert und durcheinander, tue ich es noch einmal.

Erst anderthalb Tage später sehe ich mir die Fotos im Flur an. Sie sind wie erwartet: Schnappschüsse von strahlendem Ehe- und Familienglück. Die lachende Caroline mit Eddie auf dem Arm vor glitzernder Schneekulisse, beide mit Wollhandschuhen und Mützen; Caroline und Francis, die händchenhaltend einen Sandstrand entlanglaufen und reizend in den Sonnenuntergang blinzeln; für das Foto haben sie wahrscheinlich einen anderen Spaziergänger eingespannt. Alle drei zusammen offenbar am Weihnachtsmorgen in einem Chaos aus buntem Geschenkpapier und Bändern. Elf Fotos. Alle zeigen verschiedene Situationen, verschiedene Umgebungen, aber eines haben sie gemein: Sie scheinen aus dem letzten Jahr zu stammen. Es gibt keine Entwicklung, keine Vergangenheit. Die Zeit davor ist eine einzige Leerstelle.

Ich sehe sie mir nicht so lange an, wie ich erwartet hätte. Letzten Endes sind sie doch nur Fotos. Sie tun auch weniger weh als erwartet. Das Glück auf diesen Bildern fühlt sich nicht echt an, und wer gesagt hat, die Kamera lüge nie, war mit Sicherheit noch nie in diesem Haus.

Ich gehe nach oben in ihr Schlafzimmer, das ich völlig aus- einandergenommen habe. Bei einem flüchtigen Blick in dieses Zimmer könnte man leicht auf die Idee kommen, es sei einer irrwitzigen Razzia zum Opfer gefallen – alle Sachen wild durcheinander auf dem Boden, Schränke und Kommoden offen und ausgeräumt. Ich habe nicht ausgeräumt, aber ich bin sehr gründlich vorgegangen. Jeder Trottel weiß, dass eine Frau ihre Geheimnisse dort aufbewahrt, wo sie schläft, und

auch wenn ich bis jetzt nicht viel Interessantes gefunden habe, wird sich das bestimmt ändern. Ich bin absolut sicher, dass Caroline nicht der Typ ist, der die Vergangenheit ausradiert, egal, wie sie sich nach außen präsentiert. Sie will sich nicht entscheiden. Sie will alles.

Aber das Leben ist kein Wunschkonzert. Man kann nicht alles gleichzeitig haben. Man kann nicht etwas festhalten und es zerstören. Dass man seine Erinnerungen bewahren will und dabei hofft, man würde eines Morgens aufwachen, und sie wären aus dem Kopf getilgt ... Dass man hegen und pflegen will, was man hat, und gleichzeitig die Lunte anzündet und zusieht, wie es brennt und explodiert ... ja. Das kann ich genauso gut nachvollziehen wie Caroline.

Unterwegs

Caroline, Mai 2015

Ich stehe früh auf und mache in der blitzblanken Ausstellungsküche Frühstück. Ihre Leere wirkt erstaunlich beruhigend; zu Hause ist alles so zugestellt, dass ich mich kaum umdrehen kann. Manchmal stelle ich mir vor, ich würde tun, was ich gelegentlich in Zeitschriften lese: unseren ganzen Krempel wegwerfen und von vorne anfangen. Die Menschen, die öffentlich von solchen Aktionen erzählen, wirken immer fast wahnsinnig vor Erleichterung – irres Grinsen, die Augen weit aufgerissen und erfüllt von missionarischem Eifer. Aber unterm Strich kann ich es mir nicht wirklich vorstellen. Francis hat einen Sammeltrieb, ich wüsste nicht einmal, wo ich anfangen sollte.

Im Kühlschrank sind Eier und Milch, viel mehr auch nicht, und weil ich nach kurzem Stöbern in den minimalistischen Küchenschränken eine Tüte Mehl finde, rühre ich einen Pfannkuchenteig an und stelle eine Pfanne auf den Herd. Ich Sorge dafür, dass ich ständig beschäftigt bin, aber beim Rühren und Gießen muss ich doch an die Blumen auf der Fensterbank im Badezimmer denken. Das Bild schwebt wie eine fliegende Mücke vor mir, rosig schimmernd an den Rändern meines Bewusstseins.

In der ersten Zeit ist das oft passiert. An fast jeder Ecke

hat mich etwas kalt erwischt, ein Lied, das in einem Laden lief, oder eine beiläufige Formulierung von einem Fremden. Alles hat mich an dich erinnert, weil es so leichtfiel, die Verbindungen herzustellen – du warst das Allererste in meinen Gedanken, immer. Genauso war es, als Francis und ich frisch verlobt waren, überall habe ich andere frisch verlobte Frauen gesehen. Sie waren leicht zu erkennen, weil sie an dem entsprechenden Finger nur einen Ring trugen, und der war oft zu groß oder zu eng, und sie spielten damit. Genau so, nur war es kein schönes Gefühl. Es war genau so auf die schlimmstmögliche Art.

Ich dachte, das hätte ich überwunden. Wahrscheinlich lag es daran, dass ich nicht damit gerechnet habe. Als ich den Rand des Pfannkuchens von der Pfanne löse und zusehe, wie der Teig blubbert und fest wird, denke ich an den Nachmittag auf dem Markt, daran, wie du am Blumenstand die Rosen gekauft und gesagt hast, ich solle sie bekommen, auch wenn ich sie nicht behalten könne. Wie sich die Blütenblätter unter meinen Fingerspitzen angefühlt haben. Kühl und glatt. Und an ihren Duft, der noch an meiner Haut haftete, als die Rosen schon lange auf dem Bahnsteig lagen und ich im Zug nach Hause saß.

Ich starre immer noch auf die Pfanne und hänge der Erinnerung nach, als ich im Nacken ein Kribbeln spüre – eine wortlose Warnung. Ich blicke mich um, sehe die glatten, makellosen Oberflächen, die gleichmäßig verteilten Punktstrahler. Hier ist nichts, das mich beunruhigen könnte, trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, dass ich beobachtet werde; es ist ein starker, drängender Instinkt, so wie man nachts womöglich spürt, dass ein Fremder im Haus ist, selbst im Dunkeln und mit geschlossenen Augen.

Draußen. Ruckartig drehe ich mich zum Fenster um, und es dauert kaum eine halbe Sekunde – ein Schatten, der da-

vongleitet, nicht richtig gesehen und schon verschwunden. Das Licht könnte mir einen Streich gespielt haben, aber es genügt. Ich spähe durch das Fenster und suche nach etwas Auffälligem, nach irgendetwas. Auf dem ordentlichen kleinen Rasenrechteck ist nichts, aber dahinter bewegt sich das Laub ganz sacht, es zittert, als könnte gerade jemand hindurchgelaufen sein.

»Das wollte ich machen!« Francis' Stimme lässt mich zusammenzucken. Er steht unvermutet hinter mir, schlingt mir die Arme um die Taille und gibt mir einen kurzen Kuss auf den Nacken. »Ich will nicht, dass du die ganze Woche am heißen Ofen schuftest.«

»Ich weiß«, sage ich. »Keine Sorge. Ich bin nur aufgewacht und konnte nicht wieder einschlafen, also dachte ich, warum nicht?«

»Hast du was auf dem Herzen?« Aufmerksam und besorgt sieht er mich an. »Du wirkst unruhig.«

Mein Blick wandert wieder zum Küchenfenster. Der Garten ist leer, das Laub raschelt nicht mehr. Ich schüttle den Kopf. »Nein. Es ist nichts.«

»Gut«, sagt er. »Wenn du dir sicher bist ... Also, sollen wir essen und danach nach London fahren, wenn wir fertig sind? Ich dachte, wir besuchen vielleicht ein Museum oder so, essen zu Mittag und dann, keine Ahnung, unternehmen wir irgendwas anderes. Hast du auf was Bestimmtes Lust?«

»Weiß nicht ... ich überlege mal.« Sogar nach einem Jahr ist es noch neu für mich, wenn er Pläne und Vorschläge macht. Es hat auf mich die seltsame Wirkung, dass ich am liebsten sämtliche Verantwortung abgeben und mich von seiner Begeisterung mitreißen lassen würde. Jetzt muss ich nicht mehr steuern und unseren Tagesablauf regeln. Ich will nicht entscheiden, was wir tun oder wo wir es tun.

Wir essen die Pfannkuchen an dem hölzernen Frühstückstisch.

tisch und amüsieren uns bei der Vorstellung, wie Eddie sich alle unter den Nagel reißen würde, wenn er hier wäre. Mir fehlt seine Stimme, und ich überlege, Mum anzurufen und zu hören, ob es ihm gut geht. Aber damit warte ich bis zum Nachmittag; im Moment ist er sowieso in der Schule, und ich soll mich eigentlich entspannen und die Zeit genießen.

»Mir fehlt er auch«, sagt Francis, der meine plötzliche Stille richtig deutet. »Aber ihm geht es bestimmt prima. Wenn wir nach Hause kommen, will er wahrscheinlich für immer bei deinen Eltern wohnen.«

»Ich weiß«, stimme ich zu und beuge mich vor, um ihn zu küssen. Der Kuss dauert länger als zuerst gewollt, und ich überlege kurz, ob wir wieder nach oben ins Bett gehen sollten. Weil ich nach der Fahrt müde war und mich der Anblick der Blumen aus der Fassung gebracht hatte, war mir gestern Abend nicht nach Sex zumute, aber jetzt ist der Gedanke daran konkret und reizvoll. Ich zögere ein wenig zu lange, und der Moment verstreicht. Francis stellt die Teller in die Spülmaschine und erzählt dabei von einer Ausstellung über Licht und Klang, von der er gehört hat und glaubt, sie könnte mir gefallen. Sie klingt tatsächlich interessant – zu solchen Sachen bin ich mit Anfang zwanzig oft allein gegangen, in sorgfältig ausgewählten, künstlerisch angehauchten Outfits, weil ich dazugehören wollte. Allerdings klingt die Ausstellung auch wie etwas, das Francis absolut hirnverbrannt und sinnlos finden würde.

»Wir können auch was anschauen, das dir gefällt«, schlage ich vor.

Er lacht. »Ich bin mit allem einverstanden, was du machen willst«, sagt er. »Ich will, was du willst.«

Ich warte, falls noch mehr folgt, aber er sieht mich nur erwartungsvoll an. »Na schön«, sage ich schließlich. »Klasse.« Einen Augenblick lang wird mir seltsam übel – ein Gefühl,

als würde eine Fassade einen Riss bekommen. Wer ist dieser perfekte Mann, der putzt und aufräumt und mit mir Ausstellungen besuchen will? Nicht mein Mann, zumindest nicht der, den ich zu haben glaubte.

Ich atme tief ein, um mich zu fangen, und warte, dass das Gefühl abebbt. »Ich laufe schnell zu dem Zeitschriftenladen, den wir oben an der Straße gesehen haben«, sage ich. »Dann hole ich die Zeitung und ein paar Kleinigkeiten, während du duschst?«

»Klar«, sagt er zu meiner Erleichterung beiläufig. Ich muss ein Weilchen raus, um einen klaren Kopf zu bekommen. Ich will diese Woche genießen, und dafür muss ich in der richtigen Gemütsverfassung sein. Das fällt mir noch nicht leicht, es funktioniert nicht automatisch. Ich weiß nicht, ob es das je wird.

Auf dem Rückweg vom Zeitschriftenladen lasse ich mir Zeit, weil ich weiß, dass Francis noch nicht fertig ist. Ich biege wieder in die Everdene Avenue ein, schlendere über den Gehweg und betrachte im Vorbeigehen die Häuser. Sie sind kastenförmig und reihen sich ordentlich in Dreiergruppen entlang der Straße auf. Ab und zu sehe ich die Schatten der Bewohner an den Fenstern, sie treiben vorbei wie Fische in schwach beleuchteten Aquarien. Würde ich mich ein wenig weiter von der Straße entfernen, könnte ich in ihre Wohnzimmer blicken. In dem schmalen Hochhaus, in dem wir jetzt wohnen, schweben wir in der Luft. Abgesehen von der Musik und dem Lärm, die manchmal durch die Decke oder den Boden dringen, könnten wir in dem Gebäude vollkommen allein sein. Es ist seltsam, das Leben anderer Menschen so nah um sich zu haben, dass ich sie fast berühren kann.

Kurz vor der Nummer 14 werde ich unwillkürlich noch

langsamer. Es ist das Haus, das mir gestern aufgefallen ist – das mit dem relativ ungepflügten Rasen, mit den feinen Streifen aus Staub und Schmutz an den Wänden. Beim Näherkommen entdecke ich ein silbernes Windspiel auf der Veranda, das in dem leichten Wind sanft klimpert; ein leises, helles, beinahe bedrohliches Geräusch. Es erinnert mich an etwas, ganz kurz nur, ein Sekundenbruchteil einer fast vergessenen Beklommenheit, die sich mir sofort wieder entzieht.

Die Tür öffnet sich, eine Frau bleibt auf der Schwelle stehen und blickt auf die Straße. Sie ist Mitte zwanzig, trägt ein Kleid in Dunkeloliv und hat lange blonde Haare, die ihr nachlässig zerzaust auf die übergroße schwarze Strickjacke fallen. »Bist du Heather?«, ruft sie plötzlich.

»Ich – nein.« Verlegen lächle ich und schüttle den Kopf. Ich spüre, dass ich rot werde. »Tut mir leid«, füge ich hinzu.

Die Frau lacht, lehnt sich gegen den Türrahmen und verschränkt die Arme. »Na, dafür kannst du ja nichts«, sagt sie. »Ich warte auf jemanden von der St Mary's, die wegen der Spendensammlung vorbeikommen will. Ich dachte, du wärst das vielleicht.«

»Ach so.« Ich weiche ein wenig zurück. »Kein Problem.«

»Übrigens«, sagt die Frau, und ich habe mich schon weggedreht, als ihre Stimme mich zurückruft, »ich glaube, ich habe dich gestern gesehen, als du vors Haus gefahren bist. Du bist in die Nummer 21 gegangen, oder?« Sie hat sich von der Tür gelöst und kommt barfuß über den Rasen auf mich zu. Ihr Gesicht wirkt offen und unschuldig, aber in ihren großen grünen Augen entdecke ich einen listigen, verschwörerischen Blick, als wollte sie andeuten, wir beide wüssten doch, dass ihre erste Frage nur ein Vorwand war.

So läuft das in der Vorstadt, denke ich und werfe einen Blick die Straße hinauf. Sie sieht etwas zu jung aus, um neu-

gierig hinter der Gardine zu stehen, aber ich schätze, diese Umgebung weckt solche Tendenzen früh. Ich stelle mir ein System verschlüsselter Funksignale vor, die heimlich die Straße entlangpulsieren und den Alarm – *Neuankömmling!* – in jedes Haus tragen, und muss lächeln. »Ja«, sage ich freundlich. »Nur diese Woche. Um das Haus zu hüten.« Seltensamerweise habe ich leise Skrupel hinzuzufügen, dass wir es nicht hüten, sondern getauscht haben. Ich weiß rein gar nichts über den Menschen, in dessen Haus wir wohnen, ich habe keine Ahnung, ob es ihm recht wäre, wenn ich den Nachbarn von seinen Handlungen und Entscheidungen erzählen würde.

Die Frau setzt sich auf die niedrige Ziegelmauer vor dem Rasen und kramt in der Tasche ihres Kleides. Durch die Bewegung werden ihre Brüste kurz gegen den Stoff gedrückt, und als sie den Kopf neigt, fallen mir der Schwung ihrer langen Wimpern und die Form ihrer Wangenknochen auf. Sie ist außergewöhnlich hübsch.

Sie angelt eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche, streckt sie mir entgegen und zieht fragend die Augenbrauen hoch. Ich lache verlegen. »Nein, danke.« Unbeeindruckt steckt sie sich eine Zigarette zwischen die Lippen und senkt den Kopf, um sie anzuzünden.

Damit scheint unsere Begegnung beendet zu sein, aber als ich wieder weitergehen will, blickt sie auf. »Also, wenn du mal nicht weißt, was du machen sollst«, sagt sie, »mir geht es diese Woche ähnlich. Vielleicht hast du ja mal Lust auf einen Kaffee ... Zwei einsame Frauen und so.«

Die Frage hat einen ironischen Unterton; einen bizarren Moment lang überlege ich, ob sie mit mir flirtet. Ihr Vorschlag verunsichert mich ein wenig – er ist so direkt, eine Aufforderung zum Spiel. Ich betrachte sie mir genauer, wie sie da auf dem Mäuerchen sitzt, die Knie an die Brust ge-



Rebecca Fleeet

Das andere Haus

Psychothriller

Paperback, Klappenbroschur, 352 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-20559-2

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2018

Als Caroline und Francis ein Angebot zum Haustausch erhalten, zögern sie nicht lange. Voller Vorfreude beziehen sie ihr Urlaubs-Domizil in der Nähe von London. Doch dort stößt Caroline auf Details, die sie zutiefst verstören: ein ganz spezieller Blumenstrauß, die eingelegte CD, ein vergessenes Rasierwasser; scheinbar harmlose Gegenstände, die in Wahrheit aber mit dem dunkelsten Kapitel ihres Lebens verbunden sind – und mit einem Menschen, den sie für immer vergessen wollte. Ist es möglich, dass er sie in eine Falle gelockt hat? Und wer ist nun in ihrer eigenen Wohnung? Es beginnt ein psychologisches Verwirrspiel, das sie und alle, die sie liebt, ins Verderben zu reißen droht ...

 [Der Titel im Katalog](#)